

**Blaurothe Pflingsten.**

Stück aus dem niederländischen Volksleben. Von Ludwig Uhland.

„Morgen ist Feiertag.“ Mit tiefem, vollen Klangen kündete es die Glocken im Thurme der Alexanderkirche weit in die Lande.

Sabbatstille liegt über allen Straßen und Gassen der kleinen Stadt. Selbst der Marktplat scheint zu schlafen, und nur die Kastranen vor dem alten gotthaischen Rathhause flüster leise im Hause der Abendlilje.

Hinter den Thüren und Fenstern aber ist Leben und Bewegung. Hunderte von Händen rühren sich in eifriger Beschäftigung, das Haus zu schmücken nach der Väter Brauch. Wohin das Auge auch bliden möge, überall muß es von Blüten begrüßt werden. Denn die Natur ist wieder erstanden, und eine Wiedererblickung thut auch der Familie in allen ihren Gliedern noth.

Am muntersten geht es in den Quartieren der Schuster zu. Nur einmal blüht im Jahr der Mai, und nur einmal im Jahre ist Schilgenfest. Drei schöne Tage lachen den jüngern Crispin entgegen, und eben ist der Wochenlohn gezahlt worden. Am Abend vor Pfingsten tauscht ein K-Häuser Schustergerfell selbst mit Göttern nicht.

Auf einer Bank in der Osterstraße sitzen zwei Männer. Es ist der Kupferschmied Pannemann und der Schuster Pottmann, gute Nachbarn und Freunde. Pannemann ist einmal Schützenkönig gewesen, und in der vergangenen Nacht hat ihm geträumt, die große Ehre fehre nochmals bei ihm ein. Er hat darum am Nachmittage in seinem Garten vor dem Thore seine Büchse erprobt, ob sie die alte Kraft noch führe, und öfters hat er die große Birnbau an der Wallseite des Gartens daran glauben müssen. Das Alles vertraut er nur Pottmann unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, und Pottmann lobt ihm diesen Freundschaftsbeweis durch die Bekanntheit der eignen Seele. Er habe, so erzählt er, den alten Schiefspiegel, den sein Großvater von der Kapbacher Mithrasbracte habe, den ganzen Tag über immer und immer wieder ansehen müssen. Freilich habe er noch nie erlebt, daß der Kapbacher losgegangen sei, jedoch komme dies wohl daher, daß das Schloß keinen Stein habe. Nun aber habe er seinen Jan Gerd in den Spascher Sand geschickt, und wenn der Junge mit einem guten Feuerstein nach Hause komme, so dürfte er vielleicht thun, auch einmal einen Schuß zu hoffen. Allerdings rede er auf Pannemann an, daß dieser den Stein an das Gewehr bringe, denn mit Ankeren und Ahle sei in dem Falle nichts zu machen. „Das versteht sich“, erwidert Pannemann, indem er dem Freunde die Hand drückt. „Der Kapbacher wird besorgt. Und dann ordentlich Pulver hinein. Der alte Bürsche kann viel beitragen.“

Der Morgen des ersten Pfingsttages ist gekommen. In den Bürgerhäusern rüsten man sich zum Kirchzuge. Nur die Schustergerfellen sammeln sich auf dem Marktplatze, aber diese Gefellen sind ja meistens hergekommenes Volk. Den Schnurrbart fed ausgezwirbelt, den Hut schief auf dem Kopfe, so fordern sie die Waizenwonen in die Schranken. Und nun schallt es los, das schöne Weiden mit dem Refrain: „Wann's doch immer, doch immer, doch immer so wär“, und hinaus geht es zum Zernberg und zum Rotzen Hause, die Feiere des Festes zu beginnen, das jetzt gefällig ist. Mehr als einen kleinen Fröhlichkeit darf es freilich nicht geben, denn Jeder weiß, was der Nachmittage von ihm fordern wird. Am Nachmittage geht's in der Lehmtalle, dem herrlichen hübschen Buchenwalde, hoch her, denn die heilige Hermandad ist an diesem Tage blind, auf beiden Augen sind bis Sonnenuntergang. Der regierende Bürgermeister bleibt dem Trübel fern, und mit ihm die Rathherren und Stadtpfaffen. Aber auch die anderen Honoratioren genießen die erste Pfingstfreude im häuslichen Kreise, damit das „Voll“ sich durch ihre Anwesenheit nicht beeinträchtigen könne. Böse Jungen — und es giebt deren in der guten Stadt K-Häuser — tuscheln allerdings, es sei der klägliche kleinbürgerliche Hochmuth, den der Patriarch von dem Pfließer trenne.

Der zweite Pfingsttag vergeht ruhig und still. In den meisten Schusterkammern ist eitel Jammer und Wehklagen. Auch Pottmann und Pannemann fühlen sich in keiner Freestimmung. Frau Wülte Pannemann hatte zwar gemeint, ihr Ehemann könne sich wohlhabender Kupferschmiedemeister nicht zum Bödel, allein Herr Pannemann hatte darauf nur geantwortet: „Es muß das Handwerk mit dem Handwerk gehen“, und darauf war er mit Pottmann in die Lehmtalle gegangen, und wie Pottmann hatte er einen hiden, hiden Haarbeutel mit nach Hause gebracht.

Am Nachmittage rüden die Honoratioren aus, alle würdige Gestalten, die ihres Werthes wohl bewußt. Die Würdighen der Würdighen sind selbstverständlich die Rathherren. Wie ernst und gemessen sie an dem Rathhause mit dem goldenen Knopfe herzufahren vermögen! Der unruhigste Schustergerfell muß empfinden, daß mit Recht geschrieben steht, Jedermann sei Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Und nun erst geht der Herr Bürgermeister! Kein Stein darf an diesem Tage an seinen Fuß stoßen, und somit lehnt er in dem Fond eines Kullschwagens, der mit zwei prächtigen Rappen bespannt ist. Ja, er läßt lang hängen, der Herr Bürgermeister, aber er kann auch lang hängen lassen. Er ist Kaufmann und Radritbesitzer, und sein Tabak ist bekannt, so weiß Blau-roth gebrüt wird. Mit hat jeder Tabak manchen Schächer verrathen, der auf weiter Feinde hinter blühendem Ginster mit seiner kurzen Pfeife sich seines Daseins freute.

Wieder wird aus Abend und Morgen ein Tag. Eine riesige blaurothe Aebere jentz sich langsam aus dem obersten Giebel Fenster des Rathhauses auf den Markt hinab. Bürgermeister und Rath haben damit dem Feinde ihren Segen gegeben, und nun draucht die ehrbare Bürgerschaft sich nicht länger hinter den Vorhang zu halten. In kurzer Zeit ist das Werk vollbracht: Blau-roth hier, blau-roth da, blau-roth allewegen.

Vom Rathhause schließt es sechs Uhr. Da hebt der Tambourmajor Schornsteinfegermeister Seelig den Stab, und sechs Trommeln wirbeln und sechs Pfeifen ertönen die Straßen entlang. Und nun wird es lebendig; aus den Häusern kürt die Schuljugend, und hinter dem trügerischen Klang einher lärt und tollt das kleine Volk: „Kamrud kumm, Kamrud kumm!“

Um zehn Uhr zieht die Wache auf. Diese Wache ist der letzte Rest der Bürgerwehr von 1848. Die Uniform besteht aus schwarzer Wachstuchmütze, grünem Kittel und schwarzem Leder gurt mit schwarzer Patronenstasche. Die Landwehr ist der Stolz der Stadt K-Häuser, und herrlich ist sie auch anzuschauen. Ihr Kommandeur ist der Schulmeister Behnde, der aber an diesem Tage nur Hauptmann Behnde heißt. Mit Recht führt er die Kommandogewalt, denn mit seinen 32 Gefellen stellt er das Haupt-Contingent zu dem Elite-Corps. Und nun zieht er dem Degen und kommandirt, und die Truppe schließt das Gewehr und präsentirt. Ganz K-Häuser ist ob dieses Schauspiel entzückt.

Halber Elf ist es geworden. In hellen Haufen streben die Bürger dem Rathhause zu. Pannemann und Pottmann kommen, wie treue Brüder thun, in gleichem Schritt und Tritt. Herrn Pottmann ist freilich nicht ganz wohl zu Muth. Sein Großvater, so klagt er dem Nachbarn, müsse in engeren Verhältnissen gelebt haben, denn der lange blaue Leibrock kniee ihn gar sehr. Auch mit seinem Colinderhut sei er nicht zufrieden. Er habe ihn gebüchelt und gebüchelt, allein der Hut sei widerbarig und sparrig geblieben. Es sei für ihn klar, die Hosen seien zu Großvaters Zeiten ein ganz anderes Viehgeschlecht gewesen. Wenn Pottmann aber seinen Kapbacher anschaut, zudt es ihm freudig über das hässliche Gesicht. Denn der Kapbacher hat einen Stein, und was für einen! Freilich hatte es der ganze Pannemann'sche Kunst bedarf, ihn am Laufe an der richtigen Stelle zu befestigen, aber dafür war auch Feuer massenhaft darin; es sprühte nur so nach allen Seiten, wenn der Hahn auf den Stein klappte. Und geladen war der Kapbacher auch schon, und genau so, wie Pannemann gerade hatte. Man konnte gar nicht wissen, was noch werden mochte.

Im Rathhause herrschte alsbald eine biederliche Stimmung. K-Häuser ist eine reiche Stadt, und weislich versteht sie, ihren Namen zu verwirklichen. Sie erhebt keine Gemeindegassen, sondern zahlt ihren Bürgern zu Weihnachten, noch etwas heraus. Das ist schön, aber ebenso schön ist es, daß sie am dritten Pfingsttage der waffenfähigen Mannschaft einen freien Trunk ohne Maß und Zähl spendet. Und nun ist die Zeit gekommen, da diese Liebesgabe wieder gewonnen werden darf.

Es ist ein Uhr. Die Trommeln wirbeln und die Trompeten schmettern. Vor dem Rathhause hält der Bürgermeister-General mit seinen beiden Adjutanten, dem Vätermeister Eulensprock und dem Gerbermeister Schlages, hoch zu Kopfe. Ein blau-rothes Band schlingt sich um die Brust des Herrn v. Ketteler, ein nächstiger blaurother Federbusch wagt auf dem goldbordirten Zweispitz, und an der linken Hand ein Sarcas. Diese Waffe aber ist nicht das alte Richtschwert vom Rathhause, wie etliche Weiber erzählen, sondern ein zierlicher Degen mit vergoldetem Griff. Herr v. Ketteler weiß, was einem Bürgermeister-General von K-Häuser in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geziemt.

Die Offiziere haben nicht geringe Mühe, die Schützen in Reih und Glied zu bringen. Die größte Noth macht ihnen Herr Pottmann. Er klagt, daß es ihm blau und roth vor den Augen sei, und das muß wohl wahr sein, denn während der zwei Stunden im

Rathhause ist ihm das ganze Gesicht blau und roth aufgelaufen. Auch jammert er benaglich über den Leibrock, der vor ihm gekrumpen sei und ihn nun höchlich ärgere. Und während er so seinem geprehten Herzen Luft macht, geschickelt es, daß der Kapbacher hinterüber gleitet und dem Hintermann ins Antz fährt. Schon sieht sich dieser an, Herr Pottmann begründlich zu machen, daß Druck und Gegendruck gleich sind, daß aber erstallt das Kommando des Generals: „Vorwärts, marsch!“ Die Musik setzt ein: „So leben wir, so loben wir“, und zum Westertore hinaus geht's dem Schiefspale entgegen.

Auf hoher Stange sitzt dort ein eiserner Vogel, und diesem gilt der entscheidende Wettkampf. Der Schmiedemeister Schröder hat ihn geformt, und Jedem, der es hören will, erzählt Schröder, er habe dafür gesorgt, daß der Vogel nicht beim ersten Schuß herunterfalle. Rings um den Platz steht sich ein Aranz von Jahrmärktstuden. Etwas abseits steht ein Feld, das ernstlichen Zweck dient. Es ist die Sünderbude, denn dort hinein kommen alle, die dem Rathhausbier zu feilig zugesprochen haben. Vor einigen Jahren hatte der Seilermeister Stegerich in der Meinung, auf den Hahn zu schießen, dem hiden Postdirektor Dreier eine Kugel durch den Zweispitz gejagt, und Bürgermeister und Rath hatten damals in erbebender Einmüthigkeit beschlossen, alljährlich eine Sünderbude aufzuschlagen zu lassen. Dieses Kuchelplätzchen hat Pottmann scharf auf's Korn genommen. Pannemann fragt allerdings vorwurfsvoll, was denn nun aus dem Kapbacher werden solle, allein Pottmann läßt sich nicht halten, und für eine geraume Weile wird er nicht mehr gesehen.

Drei Stunden sind vorüber. Die wackeren Schützen haben im Schweiß ihres Angesichts gearbeitet, allein der Hahn dort oben rührt sich nicht. Der General und die Offiziere treten zu einem Ariegekratze zusammen, denn ein Fall dieser Art ist unerhört in der Geschichte der Stadt. Einmüthig wird beschlossen, die Bande des Vogels zu ledern und dann nochmals das Glied der Waffen anzurufen. Langsam neigt sich die Stange herunter, und langsam steigt sie wieder empor, nachdem der Schmied Schröder seine zweite Arbeit gethan hatte. Mit frischem Geize ertelt die Schützen herbei, und jeder ertelt sich auch die Wand der Sünderbude, und Pottmann tritt hervor. Der Schloß hat ihn gefährt, denn wenn sein Gang auch noch etwas unsicher ist, so hält er doch den Kapbacher mit festem Griff im Arm. Ja, es gestirbt ihm gar, das lange, schwere Schiefesseien unter einen Winkel von 70 Grad zu bringen. Nun kehrt er des Gesichts zur Seite und lacht: „Pannemann, jetzt sollst Du sehen, was der Kapbacher kann!“ Und wirklich, was seit Menschengedenken nicht gesehen war, geschieht: der Kapbacher geht los und thut einen furchtbaren Anfall. In demselben Augenblicke oder ist es, als ob der Hahn dort oben sich rede, um mit den Flügeln zu schlagen; er erhebt sich einige Centimeter über die Stangen Spitze und saust darauf mit schwerer Wucht auf den Rasen herab. Ein Moment ist es still, dann ruft der Kupferschmied Pannemann-Bolle, von dem die Sage geht, er habe einmal im Schiller gelesen: „Von diesem Weierschuh wird man erzählen, so lange Pannemann-Bolle auf seinen Beinen steht“, und nun bricht es los mit Sturmessgewalt: „Pottmann ist König, Pottmann Hurrah!“

Während dem steht der Held des Tages da, als ob er zu einer Salzsaule erstarrt sei. Er ist völlig nüchtern geworden, allein er denkt nicht an sein junges Königthum, er denkt nur an Frau Gesche, seine Ehehälfte. Denn der König hat den General und die Offiziere in seiner Residenz zu bewirthen, und Frau Gesche findet in ihrer Geldbörse nicht so viel, um auch nur eine Flasche des elendesten Weines erkaufen zu können. Pottmann fühlt sich darum wie ein Dösel, als er auf den Königshügel geleitet wird, wo unter uralten Eichen und Buchen sein Hut unkränzt und seine Brust mit den Zeichen der Königswürde schmückt wird. Still und kumm läßt er sich auch an die Spitze des Zuges stellen, damit er, ein Offizier zur Rechten und einen zur Linken, sein getreuem Volk in die Wohnstube der Väter zurückführe. „Gesche, Gesche“, so ruft und braut es ihm unaufhörlich in den Ohren. Und nun hält der Zug vor seinem Hause, und vor der Thür steht Frau Gesche, und die blaue Leinwandbüchse vor den Augen, und qualvoll bringt es hinter der Schürze hervor: „O Wader, was best Du matt!“

Die Katastrophe ist da. In diesem kritischen Augenblicke aber dämmert Pottmann, es komme wie eine Erleuchtung über ihn. Er greift in die rechte Westentasche, holt sein letztes Marktstück hervor, und mit Hobeit und Würde gebietet er: „Hier, Gesche, laß' und hole für die Herren Offiziere eine Kanne Kornbranntwein.“ Und wie ein König schreitet er hierauf in seine Wohnung hinein, und General und Offiziere folgen ihm in ehrerbietigem Anstande. Es dauert auch nicht lange, und Frau Gesche freubent den Willkommenstrunk, und dann preist der General in kerniger Rede den neuen König, der jeden

schlagend bewiesen habe, daß er seinen hohen Amtes mit solomonischer Weisheit zu walten verstehe. Draußen aber beobachtet sich das Volk immer wieder auf's Neue; ein König und eine Kanne Kornbranntwein, so etwas war in K-Häusern noch nie gesehen worden.

Albermals ordnet sich der Zug. Jetzt aber schreitet Herr Pottmann nicht mehr allein zwischen den militärischen Würdenträgern; zu seiner Rechten geht Frau Gesche, und diese sieht gar nicht mehr kummervoll daheim. Frau Gesche's Augen leuchten in hellem, sonnigem Glanze, und mehr als einmal dünkt ihr, das Regieren sei gar nicht so schwer.

Nach dem Königsmahl im großen Rathhause beginnt der Königspokal. Der erste Walzer ist für das Königspaar. Sei, wie die blaue Schürze fliegt und flattert! Und dann bietet der Bürgermeister-General der Frau Königin den Arm. Er tanzt charmant, der Herr v. Ketteler, und die blaue Schürze fliegt und flattert noch lustiger denn zuvor. Und dann kommen die Rathsherren und Offiziere — o seltsam, o seltsam, eine Königin zu sein!

Das jetzt noch folgte, ist leicht zu erzählen: Herr Pottmann und Herr Pannemann in selbiger Nacht wurden obenbrin sungen, so recht nachhergerüst lustig sungen.

**Aleidung aus dem Meere.**

Um den Körper gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, bedient sich der Mensch der Kleidung, und zur Herstellung derselben muß das Schaf die Wolle, das Kalb, Kind und Pferd etc. die Haut hergeben. Fast ausschließlich also sind es Landthiere, die Haut und Haare lassen müssen, damit der Mensch sich kleiden kann. Ebenso gut nun als das Landthier könnte er zu demselben Zwecke die Thiere des Meeres benützen. Stiefel und Schuhe könnten ohne Weiteres aus der gegarbenen Haut des Walffisches und des Delphins gearbeitet werden. Strümpfe und Unterleider könnten aus Walfischeide (Blissus), einem Gespinnst der Stachelmilch (Pinna nobilis), das an Feinheit und Glanz der ersten Seide fast gleichkommt, gewebt oder gestrickt werden. Zu Oberleibern würde sich die negetische Haut der Altraupe, die schon von den Tataren seit Jahrhunderten zu diesem Zwecke gebraucht wird, gut eignen; ebenso die Haut des Lachses. Und als Ueberrock — was könnte man wohl wärmer und weicher erinnern, als einen Mantel aus Seehundsfell? Um die Kleider zu nähern, könnte man sich präparierter Walrossschnecken oder auch Häben aus Walfischeide bedienen. Für Anöpfe ist eine große Auswahl an Material vorhanden. Perlmutterknöpfe, die in allen Farben schillern, vom reinsten Weiß bis zum dunkelsten Blau und Schwarz. Prachtvolle Elfenbeinöpfe liegen sich aus den Häuten des Walrosses, oder aus dem Schildpat; der Rückenbecker der Meeresschildkröte herstellen. Für den Sommer würde sich ein Strohhut aus einer Art von japanischem Seegras mit einem Band aus Walfischeide vorzüglich eignen. Winterhüte könnte man aus dem Filz machen lassen, der aus der Seetangart, die in Massen in der Nordsee wächst, hergestellt wird. Die Haut der Fischlinge (Schollen, Stein- und Heilbut) löst geröthet ein weiches und samigefühles Leder, das dem feinsten Ziegenleder ähnelt. In der Nähe von Galais in Frankreich besteht übrigens schon eine Fabrik, die diesen neuen Industriestoff mit großem Erfolge beverreibt und prachtvolles Handschuhleder aus Heilbutthaut herstellt. Schmutzgegenstände aus Korallen und Perlen brauchen wir als bekannt wohl kaum zu erwähnen. Endlich wäre sogar an Spazierhütchen aus dem verschiedenen Meeresthiere zu denken. Fast unzählbare könnten aus dem Fischbein des Wals oder aus dem Horn des Narwals und des Schwerfisches hergestellt werden.

**Ein tiefes Geheimniß.**

Der Mann französische Schriftsteller und Politiker Georges Clemenceau sah eines Tages mit einem Freunde in angelegentlichem Gespräch in einem großen Pariser Restaurant, als ein junger Mann auf ihn zustürzte und zu ihm sagte: „Nimm ich Sie einen Augenblick sprechen, Herr Clemenceau?“

„Gewiß“, erwiderte der Schriftsteller und erhob sich.

Der junge Mann führte ihn durch den großen Raum in die entfernteste Ecke und schien ihm etwas äußerst Wichtiges anzuvertrauen zu wollen. Als er endlich fesseln blieb, flüsterte der Fremde dem Schriftsteller ins Ohr: „Ich gehöre zum Redaktionsstabe des 'Soir' und möchte Sie fragen, was Sie über die gegenwärtige politische Lage wissen.“

Clemenceau sah den jungen Mann erst etwas verbucht an und erwiderte darauf: „Bitte, folgen Sie mir!“

Nach diesen Worten führte er ihn durch den Leseaal, durch das Speisezimmer und den Billardaal in den Garderoberraum, zog ihn dort hinter einen Wandschirm und flüsterte ihm zu: „Ich weiß absolut nichts; aber benützen Sie diese Mittheilung, bitte, recht distikt!“

„Nicht zeitgemäß.“ Die sechsjährige Elsa (zu ihrer Freundin): „Du, mit der Mini können wir eigentlich gar nicht mehr verkehren; sie hat zu ihrem Geburtsfest eine Puppe bekommen, und heute bist nur, sie hat sich darüber gefreut wie ein Kind.“

„Wenn mir ihn zum Sprechen bringen, ist sicher alles gut!“ sagte der Leiter der Anstalt zu Frau Vogelsang; „sonst aber —“ und er zuckte die Achseln.

„Man hatte gewartet, probirt, wieder —“

„Wird Reis & Schwanz am Ersten zahlen oder nicht? Ich muß das wissen.“

„Buchhalter: „Wenn ich prophezeien könnt, machst i ä Laubstrosch und ta Buchhalter!“

„Zurechtweisung.“

„Wenn dir Reis & Schwanz am Ersten zahlen oder nicht? Ich muß das wissen.“

„Buchhalter: „Wenn ich prophezeien könnt, machst i ä Laubstrosch und ta Buchhalter!“

„Zurechtweisung.“

„Wenn dir Reis & Schwanz am Ersten zahlen oder nicht? Ich muß das wissen.“

„Buchhalter: „Wenn ich prophezeien könnt, machst i ä Laubstrosch und ta Buchhalter!“

„Zurechtweisung.“

„Wenn dir Reis & Schwanz am Ersten zahlen oder nicht? Ich muß das wissen.“

„Buchhalter: „Wenn ich prophezeien könnt, machst i ä Laubstrosch und ta Buchhalter!“

„Zurechtweisung.“

„Wenn dir Reis & Schwanz am Ersten zahlen oder nicht? Ich muß das wissen.“

„Buchhalter: „Wenn ich prophezeien könnt, machst i ä Laubstrosch und ta Buchhalter!“

**Friz Vogelsang.**

Tragikomische Geschichte von Carlot Gottfried Reuling.

Friz Vogelsang ließ das Jadedt finden, an dem er gearbeitet hatte, und blickte träumend ins Freie!

Wie schön war es doch da unten in dem großen Garten, den er von den Fenstern seiner Hinterhauswohnung sehen konnte. Und von allen Ecken und Enden ein Zwitschern und Jauchzen und Schmettern der Finken und Ammern und Rothkehlchen, und von den höchsten Spitzen der Kastanien der weitläufige Ruf der Amfeln!

Ja, ja, die glücklichen, reichen Leute. Sie konnten diesen Maiabend, der alle Lebewesen mit heiser Sehnsucht bezauberte, so recht auskosten, in lässiger Ruhe Blüthenkudst und stürmischer Liebeswerben der Vögel genießen.

Der Anstuf lönte immer voller und voller in die weiche, stille Luft. Friz Vogelsang horchte andächtig. Eigenlich hat es doch so ein Vogel noch viel, viel besser, als der reichste Mensch. Er muß niemals auch nur das Geringste arbeiten, hüpfert veranlagt von einem Zweig zum andern, sucht sich stets einen Lieblingessen aus und kann obenbrin sungen, so recht nachhergerüst lustig sungen.

Wenn jemand die Arbeit hätte, aus tiefstem Herzen ehrlich hätte, so war es Friz Vogelsang. Er verstand die Stelle der Vögel nur zu gut, daß die Menschen als furdtharbie Strafe im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod essen sollten. Lieber ach er gar nichts. Und doch war einer seiner Lieblingsträume eine gute und reichbesetzte Tafel. Sein Wagen und seine Junge waren von bester Beschaffenheit, aber wie selten war ihm vergönnt, sie einmal würdig zu verwenden! — „Türri!,“ sang die Amstel, „Türri!“

Von der nahenKirche schlug es sieben. Obgleich er ja selbständiger Meister war, überhörte er den Schlag nie. Jetzt durfte er frei sein, jetzt durfte er sich als Mensch fühlen, ohne daß ihn sein Gewissen mahnte. Sein Gewissen aber war seine Frau!

Eilig schwang er sich von der Brüstung und begann Toilette zu machen. Heute war sein Ausgcht, heute konnte er für einige Stunden den Gram seines Lebens in der Kunst vergessen. Er war Sänger, er war erster Tenor!

In der ganzen Stadt gab es keinen Gesangslehrer, von dem er seine Stimme nicht schon hätte prüfen lassen. Und als von ihnen auch nicht einer den wunderbaren Schatz seiner Kehle heben wollte, drang er eines Tages in stolzem Selbstbewußtsein bis zum Kapellmeister der Oper vor, um ihn nach einer Viertelstunde grollend und zähneknirschend schleunig zu verlassen. Dies war sein letzter Versuch gewesen. Er hatte sich mit dem Unterhand, der Mühsamkeit und Unbilligkeit abgefunden und glänzte nun als verkannter Stern im Gesangsverein Arion.

„Türri!, türri!“ sang die Amstel. Meerkwürdig, diese prachtvolle, gewaltige Stimme, sie mußte ein Tamagno unter den Amfeln sein.

Frau Vogelsang brachte das Abendessen, dem Herr Friz nur sehr oberflächliche Beachtung widmete. Nachdem er es heftig und uninteressirt verschlungen hatte, drückte er den breiten Kinnstachel auf die Loden, warf den Mantel um und elte in's Freie.

Für den nächsten Morgen um zehn hatte sich Frau Glodner zur letzten Anprobe ihres Jadedts gemeldet. Das Gewissen trieb deshalb Friz zeitig aus den Federn; seine Frau wachte, sah er erst mal auf der Brüstung, dann ging er auch nicht wieder herunter, sondern stieg in langen Pausen darauf los.

Als Frau Glodner von ihr in das Atelier geführt wurde, sah Meister Friz thatenlos am offenen Fenster und blickte orngnigt den Wollen zu. Von dem Jadedt war nicht das Geringste zu sehen.

„Du, Friz, wo hast du denn das Jadedt für Frau Glodner?“ fragte ihn seine Frau etwas ärgerlich. Sie schämte sich vor der Kundin über ihren saulen Mann.

„Türri!, türri!“ flötete Friz in die Luft. Verbucht sahen sich beide Frauen an. Und als nun Friz plötzlich ein Bein lang ausredete, dann mit beiden Armen flügelte, in tierlichen Sprüngen auf sie zuhobte und ihnen ein lautes, freudiges „Türri!, türri!“ nach dem anderen entgegenschmeterte, da führten beide, gewaltig aufschreiend, die Treppe hinunter!

Ein paar Stunden später war Friz Vogelsang in der Nevenheilanstalt untergebracht.

Hier führte er ein stilles, glückliches Dasein. Sein Gewissen plagte ihn nicht mehr, sein Schlaf war ein ausgezeichneter, und sein Appetit stand auf gleicher Höhe. Nun hatte er endlich gefunden, was er so lange wünschte: eine reiche, gutbesetzte Tafel, alles schmachtig zubereitet. Von Arbeit war natürlich keine Rede.

Mehrere Monate waren verstrichen. Friz Vogelsang glänzend und rund geworden. Aber eine Besserung trat nicht ein; noch niemand hatte je einen anderen Laut von ihm vernommen als sein „Türri!, türri!“ so viele Mühe sich auch jeder Art mit ihm gegeben.

„Türri!, türri!“

„Türri!, türri!“

„Türri!, türri!“

„Türri!, türri!“

„Türri!, türri!“

„Türri!, türri!“

„Türri!, türri!“

„Türri!, türri!“

„Türri!, türri!“

„Türri!, türri!“

„Türri!, türri!“

„Türri!, türri!“

„Türri!, türri!“

„Türri!, türri!“

„Türri!, türri!“

„Türri!, türri!“

„Türri!, türri!“

„Türri!, türri!“